

Jan Keupp

Stauferzeit im Zauberkreis Spiel und Sport im hohen Mittelalter¹

William von Baskerville ist entsetzt, als er den blinden Bibliothekar Jorge von Burgos in den geheimen Gemächern der Bibliothek gestellt hat. Der rüstige Greis hält im Erfolgsroman des Umberto Eco ein Buch umklammert, dessen vergiftete Seiten einen Traktat des Aristoteles über die Kunst der Komödie, ein Lob der befreienden Kraft des Lachens enthalten. Eher ist er bereit, das letzte verbliebene Exemplar des Folianten Seite für Seite zu verspeisen, als es zuzulassen, dass dessen Inhalt hinaus in die Welt gelangt. Was aber schreckt den alten Mönch derart an der vergilbten Schrift, dass er dafür in den Tod zu gehen bereit ist? Gelächter mit gebleckten Zähnen entstelle nicht nur das Gesicht, so führt er aus, es gefährde zudem die gottgewollte Herrschaft der Geistlichkeit über das Volk: „Das Lachen befreit den Bauern von seiner Angst vor dem Teufel“. Doch mehr noch als den Pöbel sieht er den geistlichen Stand selbst in Gefahr: Mit dem Knöchel auf den Buchrücken klopfend führt er aus: „Hier wird die Funktion des Lachens umgestülpt und zur Kunst erhoben, hier werden ihr die Tore zur Welt der Gebildeten aufgetan, hier wird das Lachen zum Thema der Philosophie gemacht.“²

Ecos Bestseller erweist sich beim genauen Hinsehen als veritabler Bildungsroman mit intimen Kenntnissen der mittelalterlichen Geistesgeschichte. Er referiert die jahrhundertealte Tradition monastischer Lachver-

1 Vortrag gehalten im Rahmen des Staufer-Jahres 2010 auf der Burg Trifels. Die Manuskriptfassung wurde sprachlich weitgehend beibehalten.

2 Umberto Eco, *Der Name der Rose*, München 23. Aufl. 1999, S. 602f. Siehe dazu Horst FUHRMANN, *Umberto Eco und sein Roman ‚Der Name der Rose‘. Eine kritische Einführung*, in: Max Kerner (Hrsg.), „...eine finstere und fast unglaubliche Geschichte“? Mediävistische Notizen zu Umberto Ecos Mönchsroman *‚Der Name der Rose‘*, Darmstadt 1987, S. 1–20, hier bes. S. 18ff.

bote, personifiziert durch die Figur des sittenstrengen Bibliothekars:³ Dem Mönch stehe es nicht an, sorglos und leichtfertig in Lachen auszubrechen (*non sit facilis ac promptus in risu*), so zitiert dieser wörtlich die lateinische Benediktsregel.⁴ Auch führt Jorge von Burgos den Heiligen Johannes Chrysostomos an, bei dem es tatsächlich unter anderem heißt: „Diese Welt ist eben kein Theater zum Lachen; nicht dazu sind wir beisammen, um schallendes Gelächter anzuschlagen, sondern um zu seufzen“.⁵ Ja er ruft den Patriarchen gar als Kronzeuge dafür auf, dass Jesus Christus selbst niemals gelacht habe.

An dieser Stelle aber greift sein Gegenpart William von Baskerville ein. Der Franziskanermönch steht für eine gänzlich andere Facette des mittelalterlichen Lachdiskurses: Hatte nicht der heilige Franziskus selbst stets ein „heiteres Gesicht“ gezeigt und seinen Brüdern verboten, „sich in ihrem äußeren Gehabe traurig und wie düstere Heuchler“ zu gebärden?⁶ Waren nicht die Bettelbrüder in England nach der Aussage eines Chronisten stets derart „heiter und vergnügt, dass sie schwerlich das Lachen zurückhalten konnten, wann

3 Vgl. hierzu aus der Fülle der mediävistischen ‚Lachliteratur‘ Jacques LE GOFF, Das Lachen im Mittelalter, Stuttgart 2004; Werner RÖCKE, Heiliger Spott. Lachende Überlegenheit und Glaubensgewissheit in der Literatur der Spätantike und des Mittelalters, in: DERS./Katja GVOZDEVA (Hrsg.), *Risus sacer – sacrum risibile. Interaktionsfelder von Sakralität und Gelächter im kulturellen und historischen Wandel* (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, NF 20), Bern/New York 2009, S. 31–46; Winfried WILHELMY, Das leise Lachen des Mittelalters – Lächeln, Lachen und Gelächter in den Schriften christlicher Gelehrter (300–1500), in: DERS. (Hrsg.), *Seliges Lächeln und höllisches Gelächter. Das Lachen in Kunst und Kultur des Mittelalters*, Regensburg 2012, S. 38–55. Eine hervorragende Stellensammlung zum Thema bietet William J. HOYE (Münster) <http://www.hoye.de/lachen/> (abgerufen 10.6.2015).

4 Die Benediktsregel. Eine Anleitung zu einem christlichen Leben, hrsg. und übers. von Georg HOLZHERR, Zürich 4. Aufl. 1999, S. 131; Eco, *Der Name der Rose* (wie Anm. 2), S. 168.

5 Johannes Chrysostomus, Kommentar zum Evangelium des hl. Matthäus, hrsg. und übers. von Johann Chrysostomus BAUR (Bibliothek der Kirchenväter 1. Reihe 23), Kempten/München 1915, Komm. 6. Hom. 6, S. 112.

6 Klaus SCHREINER, *Gemeinsam leben. Spiritualität, Lebens und Verfassungsformen klösterlicher Gemeinschaften in Kirche und Gesellschaft des Mittelalters*, hrsg. von Mirko BREITENSTEIN/Gert MELVILLE (Vita regularis 53), Münster 2013, S. 95 (Übers. ebd.).

immer sie sich gegenseitig sahen“⁷? William macht sich daher zum Anwalt des fröhlichen Lachens und kann dabei gleichfalls auf gewichtige Autoritäten zurückgreifen: Weshalb habe der Messias nicht von der Gabe des Lachens Gebrauch machen sollen, „denn das Lachen ist, wie uns die Theologen lehren, dem Menschen eigentümlich“⁸, hält er seinem Kontrahenten entgegen. Erneut hat Umberto Eco hier ein Zitat verborgen, das ihm möglicherweise bereits in seiner Studienzeit begegnet war. Denn seine Abschlussarbeit über die Werke des großen Theologen Thomas von Aquin musste ihn unweigerlich an eine positive Sicht des Mittelalters auf das Lachen heranführen.⁹ Natürlich habe der Gottessohn vollen Anteil an der menschlichen Natur, so lässt sich etwa im theologischen Hauptwerk des Kirchenlehrers nachlesen, und dies schließe auch und gerade das *risibile*, die Fähigkeit zum Lachen mit ein: Sie komme als Eigenschaft allein dem Menschen zu, sei unabänderlicher „Ausfluss der menschlichen Natur.“¹⁰

Dieser Gedankengang, auch dies ordnet der ‚Name der Rose‘ zutreffend ein, entlehnte Thomas von Aquin den Schriften des antiken Philosophen Aristoteles. Freilich bedarf es keiner Jagd nach verschollenen Pergamenten, um die entsprechenden Passagen ausfindig zu machen. Die Lehrmeinung des Stagiriten lässt sich bereits aus seiner Abhandlung zur vergleichenden Anatomie, der Schrift *De partibus animalium*, ablesen. Seine Ansicht, „dass nur der Mensch von allen Geschöpfen lachen kann“, begründet der antike

7 Thomas de Eccleston, *Tractatus de Adventu Fratrum Minorum in Angliam*, hrsg. von Andrew G. LITTLE. Paris 1909, S. 26. Vgl. LE GOFF, Lachen (wie Anm. 3), S. 40f.; Annette KEHNEL, *Der mendikantische Konvent: Lokale Schaltstelle einer universalen Kommunikationsgemeinschaft. Überlegungen zum Aufbau und zur Textstruktur des Tractatus de adventu fratrum Minorum in Angliam von Thomas von Eccleston (1258/9)*, in: Jens Röhrkasten/Michael Robson (Hrsg.), *Studien zur mendikantischen Lebensformen (Vita Regularis 44)*, Münster 2010, S. 187–235, hier S. 207.

8 Eco, *Der Name der Rose* (wie Anm. 2), S. 126.

9 In der Regel wird auf eine Dissertation zur Frage der Ästhetik in den Werken des Thomas von Aquin verwiesen. Es handelt sich aber wohl um seine Bachelorarbeit (<http://www.umbertoeco.com/en/umberto-eco-biography.html>, abgerufen am 12.6.2015).

10 Eco, *Der Name der Rose* (wie Anm. 2), S. 126. Bezug genommen wird hier vermutlich auf Thomas von Aquin, *Summa Theologiae*, Bd. 50, hrsg. von Colman E. O’NEILL, London 1965, S. 20: *sicut risibile non convenit nisi ei quod est homo*.

Philosoph mit Verweis auf die zarte und durch Kitzeln reizbare Haut.¹¹ Die daraus abgeleitete Erkenntnis, das Lachen sei gleich dem Verstand oder der Sterblichkeit ein aus der Schöpfungsnatur entspringendes, eigentümliches Wesensmerkmal (*proprium*) des gottesebenbildlichen Menschen, war letztlich dazu geeignet, die spaßfeindliche Argumentation altkirchlicher Moralisten auf den Kopf zu stellen: Denn wer konnte ernsthaft eine Gabe Gottes als lasterhaft zurückweisen und ihren Gebrauch generell verweigern?

Scholastische Gelehrte des 12. und vor allem 13. Jahrhunderts zeigten sich geneigt, Aristoteles beizupflichten, der in seiner Nikomachischen Ethik kurz und bündig erklärte, dass „Erholung und heiterer Scherz für das Leben notwendig“ erscheinen.¹² Dem als ‚Fürst der Philosophen‘ verehrten Denker war es mit diesem Satz tatsächlich gelungen, nicht nur dem Lachen, sondern dem spielerischen Zeitvertreib generell die „Tore zur Welt der Gebildeten“ aufzustoßen. Wiederum bei Thomas von Aquin lässt sich die grundlegende Revision älterer Verdammungsurteile in großer Klarheit fassen: „Gibt es eine Tugend auf dem Gebiet des Spiels?“, so fragt er in seiner *summa theologica*.¹³ Abermals lässt er Chrysostomus zu Wort kommen, bei dem es hieße: „Das Spielen stammt nicht von Gott, sondern vom Teufel“. Dann aber spinnt er in scholastischer Subtilität einen gänzlich neuen Argumentationsfaden: Mit Verweis auf den Heiligen Augustinus plädiert er für eine „Auszeit des Geistes“ (*remissio animi*) von ernsthaften Angelegenheiten. Würde nicht auch

11 Aristoteles, Die Lehrschriften, Bd. 8,2: Über die Glieder der Geschöpfe, hrsg. und übers. von Paul GOHLKE, Paderborn 1959, S. 125. Zur Rezeption vgl. Marianne DERRON, Des Strickers „ernsthafte König“. Ein poetischer Lachtraktat des Mittelalters, Frankfurt a. M. 2008, S. 126ff.

12 Nach Aristoteles: Nikomachische Ethik, hrsg. und übers. von Günther BIEN/Eugen ROLFES, Hamburg 4. Aufl. 2010, 1128b, S. 98.

13 Thomas von Aquin, Summa Theologica, nach: Die Deutsche Thomas-Ausgabe, Bd. 23: Maßhaltung, 2. Teil, hrsg. von Josef GRONER, Graz 1993, II-II, qu. 168, S. 329–348. Die Übersetzung orientiert sich hier wie im Folgenden an der genannten Ausgabe. Siehe dazu Klaus SCHREINER, ‚Hof‘ (curia) und ‚höfische Lebensführung‘ (vita curialis) als Herausforderung an die christliche Theologie und Frömmigkeit, in: Gert KAISER/Jan-Dirk MÜLLER (Hrsg.), Höfische Literatur, Hofgesellschaft, höfische Lebensformen um 1200 (Studia humaniora 6), Düsseldorf 1986, S. 67–128, S. 113f.

ein Bogen allmählich erschlaffen, seine Zugkraft einbüßen und schließlich zerbrechen, wenn man seine Sehne dauerhaft unter Spannung hielt? In gleicher Weise sei auch der Mensch nicht dazu geschaffen, sein Denken dauerhaft nur auf ernsthafte Angelegenheiten zu richten. Von Zeit zu Zeit müsse auch er im wahrsten Sinne Geist und Seele baumeln lassen und sich ein gewisses Quantum Entspannung gönnen. Zwar sei ein Übermaß an Spiel ebenso wie ein kränkender Scherz sündhaft zu nennen, im Allgemeinen aber gelte der Satz: „Das Spiel ist notwendig, um ein menschliches Leben zu führen“.

Auf dem Zenit des Hochmittelalters wurden die Zeiten demnach freundlicher und dies nicht nur in den Schreibstuben der Gelehrten¹⁴ Auch die Kunst entdeckte das Lachen als positive Verkörperung spiritueller Geadelter Glückseligkeit. Ob die unschuldigen Kinder am Fürstenportal in Bamberg den Besucher seelenvergnügt anlächeln oder die Reglindis im Naumberger Dom über beide Wangen strahlt: Die Welt öffnete sich dem Lächeln.¹⁵ Die steinernen Bildnisse stehen daher exemplarisch für die moralische Neubewertung von Spiel

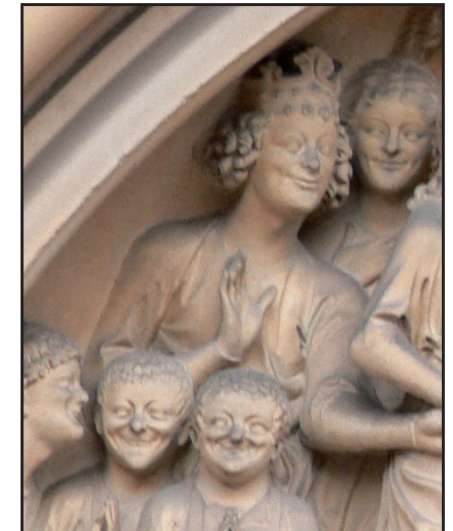


Abbildung 1: Fürstenportal, Bamberg, um 1230/1240, Aufnahme Andreas Praefcke via wikimedia commons, CC BY 3.0

und Scherz gerade in jener Periode, in der die ritterlich-höfische Laienkultur ihre höchste Blüte erlebte. Doch wie sah es in den Burgen und Palästen der

14 Vgl. besonders die bei Jörg SONNTAG (Hrsg.), Religiosus Ludens. Das Spiel als kulturelles Phänomen in mittelalterlichen Klöstern und Orden (Arbeiten zur Kirchengeschichte 122), Berlin/Boston 2013, versammelten Beiträge.

15 Vgl. Monika MÜLLER, Das Lachen ist dem Menschen eigen.... Seine Darstellung in der Kunst des Mittelalters, in: Winfried Wilhelmy (Hrsg.), Seliges Lächeln – Höllisches Gelächter. Das Lachen in der Kunst des Mittelalters, Regensburg 2012, S. 67–91 sowie die weiteren Beiträge dieses Bandes.

gekrönten Häupter des Abendlandes aus? Auch hier machte sich ein neuartiger Zug zur Heiterkeit bemerkbar. Der englische König Heinrich II. (†1189) etwa wurde für seinen Wortwitz und feinsinnigen Humor weithin gerühmt, so dass ihm moderne Historiographen nachsagten, er habe aus dem „*Lachen fast ein Herrschaftsinstrument*“ werden lassen.¹⁶ Auch Friedrich Barbarossa trug fast stets ein heiter lächelndes Antlitz zur Schau. War er in politischen Fragen auch für unbeugsame Härte berüchtigt, so verbarg sich hinter seiner schroffen Fassade offenbar ein spielfreudiger Kern: „Wenn ein Spiel ansteht, dann streift er die königliche Strenge zeitweise ab“, so weiß sein Biograph Rahewin zu berichten.¹⁷ Der kaiserliche Enkel Friedrich II. erntete für seinen kultivierten Humor das Lob selbst seiner Feinde. Nicht selten soll er Scherzreden im Mund geführt und sich vor seinen Höflingen sogar als Stimmenimitator inszeniert haben, indem der die gekünstelte Sprechweise Cremoneser Gesandter satirisch aufs Korn nahm.¹⁸ In ihrer geradezu epikureischen „Freudigkeit und Heiterkeit trotz der Verantwortungswucht“, glaubte Ernst Kantorowicz gar das Wesensmerkmal der schwäbischen Dynastie erkannt zu haben, „kein deutsches Herrschergeschlecht hat je wieder diese freie schöne Gelöstheit der Staufer verwirklicht.“¹⁹ Unter den europäischen monarchen wahrte allen König Ludwig der Heilige von Frankreich, dem man eine besonders gottgefällige Lebensführung nachsagte, nach wie vor ein gewisses Maß an frommer Scheu

16 LE GOFF, Lachen (wie Anm. 3), S. 21.

17 Bischof Otto von Freising und Rahewin, Die Taten Friedrichs oder richtiger Cronica, hrsg. und übers. von Adolf SCHMIDT/Franz-Josef SCHMALE (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 17), Darmstadt 1974, S. 710. Eine Einordnung bei Knut GÖRICH, Anekdotisches über Friedrich Barbarossa – unglaubwürdig und deshalb unbedeutend?, in: Gesellschaft für staufische Geschichte e. V. (Hrsg.), Alltagsleben im Mittelalter (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 25), Göppingen 2005, S. 181–193, S. 182ff.

18 Salimbene de Adam, Cronica, hrsg. von Giuseppe SCALIA (Corpus Christianorum. Continuatio mediaevalis 126), Turnhout 1998, Bd. 2, Turnhout 1999 (Corpus Christianorum 125 A), S. 541. Siehe mit weiteren Belegen Andrea SOMMERLECHNER, Stupor mundi? Kaiser Friedrich II. und die mittelalterliche Geschichtsschreibung (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom 1, 11), Wien 1999, S. 426.

19 Ernst KANTOROWICZ, Kaiser Friedrich der Zweite. Hauptband, Stuttgart 6. Aufl. 1985, S. 302. Hinter diesen Worten ist indes eine Anpassung an die hedonistische Philosophie Friedrich Nietzsches erkennbar. Das schöne Zitat verdanke ich Klaus GRAF, Mythos Staufer, <http://archiv.twoday.net/stories/6412734/> (20.07.2015).

und klösterlicher Disziplin. Zwar habe er gelegentlich, an Freitagen – dem Tag der Leiden des Herrn – jedoch ganz grundsätzlich niemals gelacht.²⁰

Hatte der scholastische Diskurs die Münder der Herrschenden zu einem Lächeln geöffnet, es von den Pergamentseiten theologischer Summen gelöst und auf die Gesichter der Könige gezaubert? Der umgekehrte Weg scheint wahrscheinlicher, waren die Gedankengänge hochmittelalterlicher Gelehrter doch keineswegs hermetisch gegen die Reize der irdischen Welt abgeschirmt. Die normative Kraft einer aufblühenden Lebensfreude ließ kaum einen Daseinsbereich unberührt und sorgte für jene nie gekannte Vielfalt an spielerischen Vergnügungen, die in den nachfolgenden fünf Abschnitten allenfalls überblickshaft skizziert werden kann.²¹

I. Kinderspiele

„Jetzt lasst uns alle Spaß haben“, so hebt ein Lied im berühmten Pergamentcodex der Carmina Burana an. Explizit wendet es sich an ein junges Publikum, denn im weiteren Text heißt es: „Wir tanzen, hopsen, springen dann, / mit Spaß und mit Geschrei. / Denn echten Kindern steht das an, / nun holt den Ball herbei.“²² Zumindest in der Phase der frühen Kindheit (lat.: *infantia*) galt das unbeschwerte Spielen als absolut altersgerecht. Als Außenseiter fühlte sich vermutlich, wer sich wie der gelehrte Abt Guibert von Nogent abseits des

20 Guillaume de Saint-Pathus, Vie de Saint Louis (überliefert in der französischen Originalfassung), hrsg. von Henri-Francois DELABORDE, Paris 1899, S. 123, vgl. Jacques LE GOFF, Ludwig der Heilige, Stuttgart 2000, S. 499.

21 Populär geschrieben, aber nach wie vor einschlägig: Walter ENDREI, Spiele und Unterhaltung im alten Europa, Hanau 1988; Frank MEIER, Von allerley Spil und Kurzweyl – Spiel und Spielzeug in der Geschichte, Ostfildern 2006. Als hervorragende Zusammenstellung von Belegstellen erweisen sich Ignaz ZINGERLE, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter, Innsbruck 1873; Alwin SCHULTZ, Das Höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, 2 Bde., Leipzig 2. Aufl. 1889. Vgl. in vereinfachter Darstellung bereits Jan KEUPP, Was spielten Kinder in der Stauferzeit und gab es schon Fußball?, in: Stefan Lang (Hrsg.), Wie wäscht man ein Kettenhemd? Schüler stellen Fragen zur Stauferzeit – Historiker antworten, Göppingen 2014, S. 191–198.

22 Originalwortlaut in: Carmina Burana. Texte und Übersetzungen, hrsg. und übers. von Dorothee DIEMER/Peter DIEMER/Benedikt Konrad VOLLMANN (Bibliothek des Mittelalters 13), Frankfurt a. M. 1987, S. 488.

bunten Reigens kindlicher Entdeckungsreisen halten musste. Seine fromme Mutter ließ ihn bereits in frühesten Jahren zum schriftkundigen Geistlichen ausbilden: „Während also meine Altersgenossen nach freiem Belieben herumerschweiften (...), saß ich priesterlich eingekleidet da und sah wie ein gelehrtes Tier der Spielerschar zu“, so hielt er in seiner Autobiographie fest.²³

Wie kleine Erwachsene wurde der Nachwuchs der Stauferzeit demnach allenfalls in Ausnahmefällen behandelt.²⁴ Vielmehr hielten ihre Eltern sie liebevoll durch Kinderreime und Fingerspiele bei Laune. Ein fragmentarisch erhaltenes Sprüchlein lautete ins moderne Deutsch übertragen etwa folgendermaßen: „Zürli mürlü Gartentürli. Geht eine Frau ins Hühnerhaus, liest die besten Küken aus.“²⁵ Die Natur selbst stellte einen Basissatz an Spielsachen bereit: Nüsse, Äpfel und Eier mochten Kinderherzen erfreuen, junge Vögel, gefangene Mäuse oder Hündchen dienten als willkommene Spielkameraden.²⁶



Abbildung 2: Puppentheater für Kinder. MS. 251, fol. 191r (13. Jh.) (Flandrica.be/Bruges Public Library)

Die Werkstätten der verschiedenen Handwerkszweige trugen jeweils das Ihre zum Entstehen einer bunten Spielzeugwelt bei: Töpfer fertigten Rasseln für die Aller kleinsten und Tonfigürchen für die älteren Kinder, Geschick erforderte der Umgang mit den gedrechselten Kreiseln und Holzkugeln, Seilereien lieferten Tauen für die „schocken“ genannten Schaukelkonstruk-

tionen, die Knochenschnitzer schließlich hatten Spielsteine, Würfel, Flöten und sogar Schlittenkufen im Angebot.²⁷

Die heilige Elisabeth, die sich als junges Mädchen nur ungern am kindlichen Wetthüpfen beteiligt hatte, vergaß als vornehme Landgräfin doch keineswegs, welche Kleinigkeiten den Allerjüngsten Glück bedeuteten: So brachte sie den Bedürftigen nicht nur Nahrung und Kleidung, sondern auch Ringe aus buntem Glas und kleine Tongefäße als milde Gaben.²⁸ Der Minnesänger Hartmann von Aue überliefert uns eine ähnliche Einkaufsliste, durch die sich das Herz eines jungen Mädchens gewinnen lasse: „Spiegel und Haarbändchen, alles was Kinder gerne haben, Gürtel und Ringlein.“²⁹ Einen ganzen Kinderschatz, wie er bereits in der Stauferzeit denkbar ist, enthüllt uns schließlich das Gedicht vom Häslein aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts: „Mein Herr, in meinem Schrein / schließe ich drei Pfund Ringe ein, / dazu zehn Fangstein / und eine Seidenborte klein.“³⁰

Während Modeaccessoires bei den Mädchen offenbar hoch im Kurs standen, träumten sich ihre Brüder in die glanzvolle Welt des Rittertums. Sie übten sich darin, „auf dem Stab zu reiten“,³¹ sprengten also auf einem Steckenpferd durch das wilde Abenteuer ihrer Phantasie und schwangen dabei womöglich gar eines jener Holzschwerter, wie sie im archäologischen Fundmaterial von Braunschweig (12. Jh.) und Burghausen (um 1300) überliefert sind.³²

23 Guibert de Nogent, *Histoire de sa vie*, hrsg. von Georges BOURGIN (Collection des Textes), Paris 1907, I 5, S. 14.

24 So die oft widerlegte und öfter noch wiederholte These von Philippe ARIÈS, *Geschichte der Kindheit*, München 1975.

25 ERNST MARTIN/HANS LIENHART (Hrsg.), *Wörterbuch der elsässischen Mundarten*, 2 Bde., Berlin/New York 2. Aufl. 1974, S. 914.

26 Siehe ausführlich ZINGERLE, *Kinderspiel* (wie Anm. 21), S. 121–130

27 Zum archäologischen Fundgut vgl. die Beiträge bei Manfred GLÄSER (Hrsg.), *Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum VIII: Kindheit und Jugend, Ausbildung und Freizeit*, Lübeck 2012.

28 Dietrich von Apolda, *Die Vita der Heiligen Elisabeth*, hrsg. von Monika RENER (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 53), Marburg 1993, S. 56.

29 Hartmann von Aue, *Der arme Heinrich*. *Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch*, hrsg. von Siegfried GROSSE/Ursula RAUTENBERG (Reclams Universal-Bibliothek 456), Stuttgart 1993, v. 335–338. Siehe zu diesen Kinderschätzen ZINGERLE, *Kinderspiel* (wie Anm. 21), S. 131f.

30 Friedrich Heinrich von der Hagen, *Gesamtabenteuer: Hundert altdeutsche Erzählungen*, Bd. 2, Tübingen 1850, Nr. 21, S. 7.

31 Vgl. die Stellensammlung bei ZINGERLE, *Kinderspiel* (wie Anm. 21), S. 135f.

32 Siehe Karsten KABLITZ, F 17/24 *Holzschwert*, in: Jochen Luckhardt/Franz Niehoff (Hrsg.), *Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235*. Katalog zur Ausstellung Braunschweig 1995, Bd. 1, München 1995, S. 413f. (im Umfeld weitere stauferzeitliche Spielzeugfunde); Eva GILCH, *Spielzeugschwert*, in: Wolfgang Jahn/

Wie ernst es zumindest den zur Herrschaft berufenen unter Ihnen mit dem Waffentraining war, zeigt ein im Jahr 1207 verfasster Bericht über das tägliche Übungspensum des damals zwölfjährigen Königskindes Friedrich II.: Bis zum Einbruch der Dämmerung habe der Staufer sein Schwert wie in wilder Wut gegen einen ausgedachten Feind gestoßen und sich durch diese ritterliche Leistungsbereitschaft die ehrliche Bewunderung des unbekanntenen Briefstellers erworben.³³

II. Würfelspiele

Kirchliche Doktrin und weltlicher Lebenswandel erweisen sich zumindest auf den zweiten Blick keineswegs als unüberbrückbare Gegensätze. Wer als Geistlicher an einem der großen Höfe der Stauferzeit diente, konnte jedenfalls von den verbotenen Reizen des Spiels kaum unberührt bleiben. „Es will Ernst im Herzen mir / viel zu schwer erscheinen; // Scherz lieb ich, der honigsüß, / stets ist, will ich meinen“, so sang der sogenannte Archipoeta, ein im Dienst des Kölner Erzbischofs Reinald von Dassel wirkender Kleriker.³⁴ Seiner poetisch versierten Feder verdanken wir eine bemerkenswert souveräne Verteidigung seiner zahlreichen sündhaften Verfehlungen, die er stets von Neuem in der Gemeinschaft Gleichgesinnter begangen habe. Gerade erst vom dritten Italienzug Friedrich Barbarossas zurückgekehrt, bekennt

der Dichter zunächst freimütig, wie wenig er sich dem Reiz der südländischen Schönheiten habe entziehen können. Doch damit der frevlerischen Ausschweifungen nicht genug: „Zweitens werd ich angeklagt / hab das Spiel betrieben // aber wenn kein Rock, kein Hemd / mir beim Spiel geblieben // Fängt mein Leib zu frieren an, / doch mein Geist zu siedern, // Dann kann just am besten ich Verse, Lieder schmieden.“³⁵



Abbildung 3: Trictrac-Spieler in der Handschrift der Carmina Burana. Bayerische Staatsbibliothek, Clm 4660, fol. 91v

Mit seinem poetisch offenkundig stimulierenden Laster stand der weltläufige Erzpoet keineswegs alleine. Seine fein gedrechselten Verse fanden Eingang in die Münchner Handschrift der Carmina Burana. Dort standen sie in der Nachbarschaft gleich mehrerer Gesänge lebensfroher Kleriker und Scholaren, die sich dem gewagten Werben um die Gunst der Göttin Fortuna widmeten. Dass dabei so mancher Glücksritter sein letztes Hemd als finalen Einsatz aufs Spiel setzte, wird dem Zuhörer in drastischen Versen vor Augen geführt. Letztlich nämlich sei der Hasardeur stets das Opfer höherer Mächte: „Dem neuen Opfer sollen die Deciusjünger die Fünf und Sechs weihen. Die Sechs-Fünf nahm die Kleider weg, nahm das Pferd, den Mantel und den

Evamaria Brockhoff (Hrsg.), *Verbündet – Verfeindet – Verschwägert. Bayern und Österreich*, Bd. 1, Stuttgart 2012, S. 71.

33 Karl HAMPE, *Aus der Kindheit Kaiser Friedrichs II.*, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 22 (1901), S. 575–599, S. 597f. Siehe zu Friedrichs Kindheit und Erziehung mit weiterer Literatur Wolfgang STÜRNER, *Friedrich II.*, 2. Bde. (*Gestalten des Mittelalters und der Renaissance*), Darmstadt 1992–2000, Bd. 1, S. 105–113.

34 *Die Lieder des Archipoeta. Lateinisch–Deutsch*, hrsg. von Karl LANGOSCH (Reclam Universal-Bibliothek 8942), Stuttgart 5. Aufl. 1993, VII, 4 mit der hervorragenden Übersetzung. Man hat den Dichter wahlweise als Mediziner oder Jurist in Anspruch genommen und verschiedene, letztlich spekulative Identifikationsversuche vorgelegt, vgl. Thomas CRAMER, *Das Genie und die Physik. Zu Estuans intrinsecus des Archipoeta*, in: Silvia Bovenschen (Hrsg.), *Der fremdgewordene Text. Festschrift für Helmut Brackert zum 65. Geburtstag*, Berlin/New York 1997, S. 1–10; Peter LANDAU, *Der Archipoeta – Deutschlands erster Dichterjurist. Neues zur Identifizierung des politischen Poeten der Barbarossazeit* (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse 2011,3), München 2011.

35 Ebd. VII, 10.

Pelz seinem Besitzer weg, ohne zu Zögern. (...) Jetzt heult er: O Fortuna, du Schlimme, was hast du getan? Ich war bekleidet – du hast mich im Nu entblößt, ich war reich – du hast mich zum Bettler gemacht!³⁶

Mit der Gestalt des Decius wird der Geist des Würfelspiels beschworen. Das in kunstvolle lateinische Hexameter gefasste Gedicht ist als geistliches Hochamt für diese gespenstische Erscheinung konzipiert, es stellt eine Spielermesse (*officium lusorum*) dar.³⁷ Demzufolge wird das Lob Gottes (Ps. 34,2) in die Verwünschung des Spielteufels abgewandelt: *fraus vobis* („Tücke sei mit euch“), lautet nun in Verkehrung des lateinischen Verses *laus vobis* („Lob sei mit Euch“) die liturgieartige Gebetsformel des Gesangs.

„Der Teufel schuf das Würfelspiel, / auf dass er so der Seelen viel, / auf diese Weis gewinnen will“, so reimte um 1240 der Spruchdichter Reinmar von Zweter fast schon zur Bestätigung dieses blasphemischen Treibens.³⁸ Neben der Gefährdung des ewigen Heils mochten jedoch auch die rein diesseitigen Verluste empfindliche Konsequenzen zeitigen und selbst hochrangige Persönlichkeiten in Bedrängnis bringen. Gleich mehrere Chroniken des 13. Jahrhunderts kolportieren die Erzählung von der spielsüchtigen Gattin Kaiser Ottos IV., Maria von Brabant. Diese habe als notorische Würfelspielerin (*aleatrix publica*) in Köln ungeheure Schuldenberge angehäuft, so dass das Kaiserpaar im Frühjahr 1215 gezwungen gewesen sei, die Rheinmetropole in aller Stille zu verlassen. Den Welfen habe dieses Schuldendrama seine wichtigste Operationsbasis am Niederrhein gekostet.³⁹

36 Übers. nach Carmina Burana (wie Anm. 22), S. 671.

37 Siehe hierzu Therese BRUGGISSER-LANKER, Musik und Tod im Mittelalter. Imaginationsräume der Transzendenz, Göttingen 2010, S. 104–110.

38 Die Gedichte Reinmars von Zweter, hrsg. von Gustav ROETHE, Leipzig 1887, S. 466. Zum Würfelspiel umfassend Walter TAUBER, Das Würfelspiel im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Eine kultur- und sprachgeschichtliche Darstellung (Europäische Hochschulschriften, Reihe I, 959), Frankfurt a. M. 1987, hier S. 56f.

39 Ausführlich Cronica S. Petri Erfordensis Moderna, in: Monumenta Erphesfurtensia saec. XII. XIII. XIV., hrsg. von Oswald HOLDER-EGGER, MGH SS rer. Germ. 42, Hannover/Leipzig 1899, S. 117–369, a. 1214, S. 213. Tatsächlich scheint die Kaiserin verschiedentlich hohe Schulden angehäuft zu haben, vgl. Regesta Imperii V, Bd. 2,4, hrsg. von Julius FICKER/Eduard WINKELMANN/Franz WILHELM, Wien/Köln 1892, Nr. 10786.

Gespielt wurden offenbar zunächst simple Hazardvarianten, bei denen einzig die Addition der Würfelaugen über Gewinn und Verlust entschied. Auf diese Art, so überliefert es zu Beginn des 13. Jahrhunderts der isländische Skalde Snorri Sturluson, hätten einst die Könige Olaf von Norwegen und sein gleichnamiger Amtskollege aus Schweden mit zwei Würfeln um den Besitz der Insel Hising vor Göteborg gespielt. Dem Schwedenkönig gelang es dabei, zwei Sechsen vorzulegen. Sein Siegesglück zerrann jedoch, als sein Rivale mit dem ersten Wurf gleichfalls eine Sechs erzielte. Der zweite Würfel aber zerbrach ihm in zwei Teile, so dass auf den beiden Hälften eine Sechs und eine Eins sichtbar wurden, die Gesamtsumme von sieben Augen also. Auf diese denkwürdige Weise habe der Norweger Spiel und Land gewonnen.⁴⁰

Neben dem taktisch trivialen Wettwürfeln finden sich indes auch komplexere Spielvarianten. Sie basierten mitunter auf einer Kombination von Brett, Spielsteinen und Würfeln. Das verbreitetste dieser Spiele trug im deutschen den Namen Wurfzabel, hieß auf französisch Trictrac und ist im englischen noch heute unter der Bezeichnung Backgammon bekannt. Es konnte nach ähnlichen Regeln wie die moderne Version gespielt werden. Dem spanischen König Alfons dem Weisen waren um 1283 allerdings bereits fünfzehn Regelvarianten geläufig, eine davon mit dem Namen Emperador galt als seine eigene Erfindung. Eine andere trägt die Bezeichnung ‚buffa cortesa‘ (höfisches oder kurzes Puff) und ist wohl identisch mit dem im Mittelhochdeutschen *puf* genannten Brettspiel.⁴¹ Wohl vom Würfelergebnis ‚Pasch‘ abgeleitet, sollte dieser Name in der Folge eine unrühmliche Karriere machen. Zumal er rasch mit dem Verb *puffen* (für stoßen) in Verbindung gebracht wurde, dient er bis heute umgangssprachlich zur Bezeichnung anrühiger Etablissements.⁴²

40 Snorri SRURLUSON, Heimskringla. History of the Kings of Norway, hrsg. von LEE M. HOLLANDER, Austin 1964, S. 350. Vgl. ENDREI, Spiele (wie Anm. 21), S. 29.

41 Ulrich SCHÄDLER, Die Trictrac-Familie, in: König Alfons X. von Kastilien, Das Buch der Spiele, hrsg. und übers. von Ricardo Calvo/Ulrich Schädler, Wien 2009, S. 237–261, hier S. 255f., 259.

42 Vgl. TAUBER, Würfelspiel (wie Anm. 38), S. 80f.; Friedrich KLUGE/Elmar SEEBOLD, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin/Boston 22. Aufl. 1989, S. 569.

III. Eil Dich, liebe Dame! Bewegungsspiele mit Kugel und Ball

Aus anderen Gründen suspekt erschienen sittenstrengen Zeitgenossen die zahlreichen Bewegungsspiele des Mittelalters. Der fränkische Schulmeister Hugo von Trimberg etwa hat dem noch heute populären Boule- bzw. Pétanque-Spiel bereits um 1300 ein satirisches Denkmal gesetzt. Die moralischen Ressentiments gegen ein allzu ernsthaft betriebenes Freizeitvergnügen, das seine entspannende Wirkung kaum mehr entfalten konnte, treten dabei besonders deutlich hervor: Würde ein Spieler seine Kugel zu kräftig stoßen, so könne es geschehen, dass er in kindischer Weise hinter ihr seinen Mantel entfalte, um so den Wind abzuschirmen. Der andere aber, dessen Kugel zu träge rollt, liefе ihr nach und rufe: „Lauf, geliebte Dame, eile Dich!“. Blieben schließlich beide Kugeln in ähnlicher Distanz zum Ziel liegen, so verneigten sich die Spieler ehrfürchtiger noch als vor dem Herrgott in der Kirche. Nun beginne das Gefeilsche um den kleinsten Vorsprung: „Sie messen und sie messen, wobei sie ganz vergessen, dass sie vernünftige Menschen sind, sie liegen bäuchlings wie ein Kind“. Und mancher Bauertölpel bedenke anschließend zu Hause seine Frau mit Schimpfnamen, der auf dem Spielfeld die Kugel „liebe Dame“ heiße.⁴³

Wie beim Diskurs über das Lachen taucht hier das Argument des Rückfalls in niedere Existenzformen auf. Statt Vernunft regieren unbeherrschte Affekte, statt christlicher Nächstenliebe das eifersüchtige Schielen auf den eigenen Vorteil. Der Wettbewerbscharakter des Spiels rückte es ebenso wie der Aspekt seiner freiwilligen Ausübung in den Dunstkreis sündhaften Handelns. Allerdings kultivierte keineswegs der gesamte Klerus der Epoche einen solchen Argwohn. Ein ungewöhnlich dichtes Portrait spielerischer Aktivitäten zeichnet uns etwa der englische Geistliche William FitzStephen. Um 1180 flocht er in sein Heiligenleben des Märtyrers Thomas Becket ganz unversehens eine ausführliche Beschreibung seiner Heimatstadt London ein. Dabei preist er weniger die Kirchen und Klöster der englischen Metropole;

43 Hugo von Trimberg, *Der Renner*, hrsg. von Gustav EHRISMANN, 4. Bde., Tübingen 1908–11, v.11405–11483, S. 82f. Siehe ENDREI, *Spiele* (wie Anm. 21), S. 137.

vielmehr widmet sich ein Großteil des Exkurses dem gänzlich profanen Freizeitprogramm der Stadtbewohner, das Pferderennen, Hahnenkämpfe oder auch das Schlittschuhlaufen auf der winterlichen Themse umfasste. Das Ballspiel wird innerhalb dieses Kanons als besonders mitreißendes masentaugliches Sportereignis präsentiert: Immer am Faschingsdienstag versammle sich die städtische Jugend nach dem Mittagessen auf den Feldern außerhalb der Mauern. Stolz trügen die Teams der einzelnen Schulen und Handwerkszünfte ihren eigenen Ball mit sich hinaus. Ihre Eltern aber stünden gemeinsam mit den städtischen Eliten am Spielfeldrand, mitgerissen vom körperlichen Einsatz ihrer Sprösslinge: „So verjüngen sie sich mit den Jünglingen und die angeborene Hitze in ihnen scheint beim Betrachten solch schneller Bewegung wieder in Wallung gebracht.“⁴⁴

Leider verschweigt uns der Bericht, auf welche Weise der Ball im Spiel gehalten wurde. Will man nicht über ein frühes Fußballmatch spekulieren⁴⁵, so wäre an eine Variante des skandinavischen Knattleikr zu denken, eines recht rabiat ausgetragenen Schlagballspiels. Die Spieler zweier Mannschaften traten hier paarweise auf einer Eisfläche gegeneinander an. Ziel war es offenbar, den mit einem brettartigen Holz geschlagenen Ball im Flug aufzufangen. Die Isländersagas überliefern dabei vor allem die blutigen Höhepunkte des hochemotionalen Spielgeschehens. Während sich der hitzköpfige Egil Skalla-Grimsson für eine herbe Spielniederlage kurzerhand mit einem tödlichen Axthieb rächte, fühlte sich Grettir der Starke von einem älteren Mitspieler Audunn dermaßen brüskiert, dass er ihm den Ball mit solcher Wucht an

44 William FITZSTEPHEN, *Descriptio nobilissimae civitatis Londoniae*, in: James C. ROBERTSON (Hrsg.), *Materials for the History of Thomas Becket, Archbishop of Canterbury* (Rolls Series 67, 3), London 1875, S. 2–13, hier S. 9.

45 Die häufig in Anspruch genommene Ersterwähnung des Fußballspiels in der um 1200 verfassten Chronik von Ardres geht auf die allzu freie Übersetzung des Verbs *cheolare* zurück, das nach Leah SHOPKOW (Hrsg.), *The history of the counts of Guines and lords of Ardres*, Philadelphia 2007, Anm. 353, S. 233, besser als „herumlungern“ zu übertragen ist. ENDREI, *Spiele* (wie Anm. 21), S. 123, verweist ferner auf ein Fußballspiel des Jahres 1137, am angegebenen Ort des Chronicon Montis Sereni, hrsg. von Ernst EHRENFUCHTER, MGH SS 23, Hannover 1874, S. 130–226, hier S. 144, findet sich freilich nur ein *ludus „qui vocatur puerorum“* genannt.

die Stirn warf, „dass sie blutete. Audunn schlug nach Grettir mit dem Schlagholz, das er zum Ballspiel in der Hand hielt, doch das brachte nicht viel, denn Grettir wich aus.“⁴⁶



Abbildung 4: Schlag- und Wurfballspiel. Cantigas de Santa Maria (13. Jh.), via wikimedia commons

Denkbar wäre mithin auch ein Wurfballspiel, wie man es im 13. Jahrhundert besonders in Süddeutschland gut bezeugt findet. Die große Heidelberger Liederhandschrift etwa schreibt dem Minnedichter Neidhart von Reuental ein Lied zu, das ausführlich vom Zeitvertreib der damaligen Dorfjugend berichtet: „Die jungen Leute werfen viel / auf der Straße einen Ball, / im Sommer ist's ihr erstes Spiel / und Lärm erhebt sich überall“, so hebt

46 Die Saga von Grettir Ásmundarson, übers. von Kristof MAGNUSSON (Isländersagas 3), Frankfurt a. M. 2011, c. 15, S. 425.

das Gedicht an, das mit Bildern und Begriffen der höfischen Dichtung garniert die wilde Balgerei der Bauernlümmel satirisch aufs Korn nimmt.⁴⁷ Ziel des Vergnügens ist es offenbar, den Ball durch geschicktes Passspiel an einer gegnerischen Gruppe vorbei zu manövrieren. Rufe wie „Fangt ihn, fangt“ verweisen auf einen dynamischen Spielablauf, der von sportlichem Ehrgeiz bestimmt ist. Die grobschlächtigen Burschen indes missachten dabei alle Regeln ritterlicher Galanterie: „Sodann stieß Erkenbolt der Lümmel / ein Mädchen, das lief nach dem Ball. / Er bracht es mitten im Getümmel / über Eppens Bein zu Fall.“ Doch solch männlich-aggressive Triebhaftigkeit zahlt sich aus Sicht des Dichters weder im Minnewerben noch beim Ballspiel aus. Die flinke Spielerin führt den Rüppel daher in der Folge regelrecht vor: „Niemand nehme ernsthaft an, / dass ein Mädchen besser / dieses Spiel je treiben kann: / Sie konnte mit den Augen blicken / und verstand mit der Hand, / so elegant / den Wurf ins Ziel zu schicken.“

Doch nicht nur dem körperlichen Kräfteressen diene das Ballspiel. Im Überlieferungshorizont der Stauferzeit lassen sich neben kompetitiven Spielformen auch Varianten eines koketten Miteinanders der Geschlechter ausweisen.⁴⁸ Explizite Regeln dieses geselligen Zeitvertreibs finden sich allerdings erst im Versepos des Johann von Würzburg zu Beginn des 14. Jahrhunderts referiert: Wem der Ball im Kreis der Spielgefährten zugeworfen wurde, der empfing zugleich einen *holden gruo*, eine unmissverständliche Botschaft inniger Zuneigung. Der Romanheld Wilhelm verbirgt schließlich ein Liebesbriefchen im Inneren des Balles, den er seiner sehnsuchtsvoll verehrten Aglye zuspießt: „Liebe Geliebte, ohne Ende / winke zu mir Deine Hände“, so hebt das Schreiben an.⁴⁹

47 Neidhart-Lieder. Texte und Melodien sämtlicher Handschriften und Drucke, Bd. 1, hrsg. von Ulrich MÜLLER/Ingrid BENNEWITZ/Franz Viktor SPECHTLER (Salzburger Neidhart-Edition 1), Berlin/New York 2007, S. 457–460 (nach C). Vgl. KEUPP, Was spielten Kinder (wie Anm. 21), S. 196f.

48 SCHULTZ, Das Höfische Leben (wie Anm. 21), S. 541.

49 Johann von Würzburg, Wilhelm von Österreich, hrsg. von Ernst REGEL, Berlin 1906, v. 1877, 1933f.

1405 belegt: „Viele Kinder und Jugendliche kommen zum Spiel ‚Wer war es‘ zusammen. Ein Geselle gibt einem jungen Mädchen einen kräftigen Klaps auf den Steiß oder Rücken“.⁵⁵ Der Hamburger Mediävist Hans-Werner Goetz glaubte in diesem Zusammenhang die Frage aufwerfen zu müssen, ob man bei solch einem frivolen Freizeitvergnügen „noch von ritterlicher ‚Kultur‘ sprechen kann“.⁵⁶ Die Antwort muss lauten: Gerade dort, wo Spiele wie dieses weder als Sünde noch als Ehrverletzung geahndet wurden, hatte die Hofkultur des Mittelalters unverkennbar einen Höhepunkt erreicht.

V. Veredelung der Formen: Spiel als gesellschaftliche Kunstform

„Wenn ein freier Mann eine freie Frau am Finger oder an der Hand streift, so werde er in Höhe von 15 Schillingen für schuldig befunden.“⁵⁷ Mit dieser drakonisch wirkenden Bestimmung - die veranschlagte Buße entspricht einem Gegenwert von 15 gesunden Kühen - markiert das frühmittelalterliche Recht der Salfranken die Gefahr eines unbedachtsamen Körperkontaktes zwischen den Geschlechtern. Der Übergriff stellt nach zeitgenössischer Auffassung nicht nur die Ehre der Betroffenen, sondern ihres gesamten Sippenverbandes in Frage und drohte daher eine weitere Gewalteskalation nach sich zu ziehen. Gemessen an solch einem Gebot hätte die Spielpraxis der Stauferzeit gleichfalls als strafwürdiges Vergehen geahndet werden müssen. Dass darüber nichts verlautet, verweist auf die veränderten Spielräume, die sich die Laienkultur des hohen Mittelalters sukzessive selbst erschlossen hatte.⁵⁸

Die fortschreitende Ablösung von den altüberkommenen Gesetznormen und den rigiden Maßgaben kirchlicher Morallehren darf vor

55 Charles Du Fresne Sieur DU CANGE/Leopold FAVRE, *Glossarium mediae et infimae latinitatis*, Bd. 6, Paris 1886, Sp. 120: *Plusieurs jeunes gens et enfans s'esbatoient ensemble à jouer au jeu de Qui fery... Un grant compaignon ferit un jeune filz un gros coup de la main sur les rains ou sur le dos.*

56 Hans-Werner GOETZ, *Leben im Mittelalter vom 7. bis zum 13. Jahrhundert*, München 7. Aufl. 2002, S. 200.

57 Lex Salica, hrsg. von Karl August ECKHARDT, MGH LL nat. Germ. IV,2, Hannover 1969, S. 67.

58 Vgl. zum Folgenden bereits Jan KEUPP, „Ein ungebildeter Herrscher ist wie ein gekrönter Esel“, in: DAMALS 9 (2010), S. 34–39.

diesem Hintergrund nicht mit einem Rückfall in eine archaische Kriegermentalität gleichgesetzt werden. Die kulturelle Dynamik der Epoche speiste sich vielmehr aus dem beharrlichen Bestreben, das Verhalten aller Beteiligten einer sittlich-moralischen Veredlung und Vervollkommnung zu unterwerfen, welche die Grundregeln des gesitteten höfischen Miteinanders als elementare Selbstverständlichkeiten verankerte. In diesem ‚Prozess der Zivilisierung‘⁵⁹ wurden die Sinnbezirke des Zusammenlebens vielfach neu abgesteckt, wie ein beispielhafter Blick auf den Minnediskurs belegen mag: Seine epochemachende Leistung besteht nicht zuletzt darin, erotisches Begehren im Rahmen streng definierter Regeln aus den Niederungen fleischlicher Sündhaftigkeit in den Rang einer poetisch veredelten Kunstform erhoben zu haben.⁶⁰ War Minnestreben jedoch erst einmal als legitime Lebensart anerkannt, so gestattete das elaborierte Modell höfischer Liebe neue „Spielarten“⁶¹ der sinnlichen Annäherung von Ritter und Dame. Zumal in Kreisen des Adels die Beherrschung höfischer Verhaltensnormen und eine Domestizierung sexueller Affekte als elementar vorausgesetzt wurde, erschien schließlich eine „Lockerung im Rahmen des einmal erreichten Standards“⁶² denkbar.

Analoge Prozesse der gesellschaftlichen Aufwertung lassen sich auf dem Gebiet der adeligen Freizeitgestaltung in erstaunlicher Dichte erkennen. Nicht nur der Minnesang wurde dabei als ein höheres Gut sittlicher Selbstveredlung verstanden. War es nicht das erklärte Anliegen des Stauferkaisers Friedrich II., dem von ihm selbst so hoch geschätzte

59 Norbert ELIAS, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 13. Aufl. 1988. Dabei teile ich die These Elias, wonach das enger werdende Interdependenzgeflecht des mittelalterlichen Hofes die Ausbildung von Fremd- und schließlich Selbstzwängen beförderte.

60 Aus der Fülle der Literatur wegen des interdisziplinären und zugleich einführenden Zuschnitts herausgehoben: Carla MEYER/Christian SCHNEIDER, *Der Codex Manesse und die Entdeckung der Liebe. Eine Einführung*, in: Maria Effinger/Dies./Ders. (Hrsg.), *Der Codex Manesse und die Entdeckung der Liebe*, Heidelberg 2010, S. 9–23.

61 ELIAS, *Über den Prozeß* (wie Anm. 59), S. 342, beschreibt unter der Überschrift „Verringerung der Kontraste, Vergrößerung der Spielarten“ die schrittweise Aufhebung von Fremdzwängen, die als gesichert gelten können.

62 Ebd., S. 190.

Vergnügen der Falkenjagd gleichfalls die Weihen einer gelehrten *ars*, einer Wissenschaft und Kunstform, zu verleihen?⁶³ Sein berühmtes Buch, *de arte venandi cum avibus* (Von der Kunst, mit Vögeln zu jagen) steht beispielhaft für das voll erwachte Selbstbewusstsein der Laienkultur der spätaufischen Ära. In bemerkenswerter Weise brach der Kaiser mit den überkommenen Ressentiments kirchlicher Kreise. War das Weidwerk über Jahrhunderte hinweg wahlweise als ‚bäuerliches‘ Mittel der Nahrungsbeschaffung verachtet oder als moralisch bedenkliches Tötungsvergnügen verworfen worden,⁶⁴ so wagte sein Werk eine radikale Neubewertung.

Dem ambitionierten Anliegen entsprach der Aufwand des kaiserlichen Forschers. Sein Hof avancierte zum Anlaufpunkt gelehrter Kapazitäten, die das überkommene Wissen von Antike und Abendland vor ihm ausbreiteten. Durch Briefe und Übersetzungsaufträge suchte er darüber hinaus den Erfahrungsschatz arabischer Jagdexperten für seine Zwecke nutzbar zu machen. Gleichwohl beließ es Friedrich II. nicht beim schlichten Sammeln und Ordnen ehrwürdiger Autoritäten, sondern vertrat selbstbewusst die Einbeziehung seiner persönlichen Jagdpraxis. Erfahrungs- und Experimentalwissen sollte gelehrte Expertise ergänzen und erweitern. Auf dieser Basis glaubte er selbst dem großen Aristoteles eine Absage erteilen zu dürfen. Nur wo dies angebracht erschien, sei er dem Fürst der Philosophen gefolgt, „denn nur selten oder niemals ging er auf die Vogeljagd, wir aber liebten sie von Jugend auf und übten sie stets aus“⁶⁵. Damit wurde die Beizjagd auf das Niveau einer Kunstfertigkeit erhoben, die letztlich in pädagogischer Weise auf die Person ihrer Adepten zurückstrahlte. Denn nur Kraft eines geschulten Intellekts (*ingenium*) vermöge der Falkner sich die Vögel dienstbar zu machen, welche – für menschliche Arme unerreichbar – „durch

63 Vgl. Michael MENZEL, Die Jagd als Naturkunst. Zum Falkenbuch Kaiser Friedrichs II., in: Peter Dilg (Hrsg.), *Natur im Mittelalter. Konzeptionen, Erfahrungen, Wirkungen*, Berlin 2003, S. 342–359, STÜRNER, Friedrich II. (wie Anm. 33), S. 429–457.

64 SCHREINER, ‚Hof‘ (wie Anm. 13), S. 100ff.

65 Die Übersetzung folgt Carl Arnold WILLEMSSEN, *Kaiser Friedrich der Zweite, Über die Kunst mit Vögeln zu jagen*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1964, S. 5f.

den Luft fliegen“⁶⁶. Grundlage sei die Einhaltung einer selbst auferlegten Disziplinierung von Körper und Geist: Ein guter Falkner dürfe weder ein Fresser, Trinkbruder oder Faulpelz sein, noch solle er die Beize allein aus Beutegier oder kindlichem Vergnügen am Vogelflug betreiben.⁶⁷ Ein rechter Künstler sei nur derjenige, der die Jagd aus reiner inneren Freude und im Bestreben ihrer Vervollkommnung ausübe: Nur er dürfe sich aus Sicht des Stauferkaisers mit dem Ehrentitel eines Falkners schmücken.

Hinter diesen Worten verbirgt sich eine erhebende Vision: Der Triumph des menschlichen Geistes über die ungebändigte Kreatur auf der Grundlage eines geschärften Verstandes, der durch Selbstkontrolle und Wissenserwerb veredelt zugleich zur Basis eines vertieften Weltverständnisses wird. Wenn der Kaiser selbst einleitend festhält, die Ausübung der Jagdkunst könne den Lenkern dieser Welt dazu dienen, „wohltuende Ablenkung von ihren Sorgen“⁶⁸ zu erlangen, so formuliert er doch weitaus mehr als ein bloßes Wellness-Programm für stressgeplagte Herrschaftsträger. Denn in diesem schlichten Satz können wir mühelos die Maximen der aristotelischen Philosophie des Spielens und Lachens wiedererkennen, die dem großen Staufer keineswegs verborgen geblieben waren.

Das Falkenbuch Friedrichs II. blieb daher in seiner Zeit kein intellektuelles Unikat, trotz aller Originalität repräsentiert das Schaffen des Staufers keinen einzigartig-genialen Schöpfungsakt. Es sei nur darauf verwiesen, dass einer seiner Nachfolger als gewählter König des römisch-deutschen Reiches mit ähnlicher Kunstfertigkeit und vergleichbarer Konzeption zur Feder griff.

66 Ebd., S. 9.

67 August NITSCHKE, Friedrich II. Ein Ritter des hohen Mittelalters, in: *Historische Zeitschrift* 194 (1962), S. 17–36; Walther LAMMERS, Der Falkner. Aus dem Buch von Kaiser Friedrich II. „De arte venandi cum avibus“. Festschrift der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Wiesbaden 1981, S. 221–237; Rüdiger SCHNELL, Unterwerfung und Herrschaft. Zum Liebesdiskurs im Hochmittelalter, in: Joachim HEINZLE (Hrsg.), *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, Frankfurt/M. 1994, S. 103–133, S. 126f.; Johannes ZAHLTEN, Kaiserliche Erziehungsvorstellungen Friedrich II. und der ideale Falkner, in: Jan A. Aertsen/Andreas Speer (Hrsg.), *Geistesleben im 13. Jahrhundert (Miscellanea mediaevalia 27)*, Berlin/New York 2000, S. 499–512.

68 WILLEMSSEN, Kaiser Friedrich (wie Anm. 65), S. 7.

Alfons X., König von Kastilien und Sohn einer Stauferin, verfasste mit seinem ‚*Libro de los juegos*‘ das erste umfassende Spielekompendium des christlichen Abendlandes. Wie schon der Kaiser so betonte auch Alfons den entspannenden Aspekt des Spieles, den er im Rückgriff auf Aristoteles als natürlich und somit gottgegeben hinstellte. Es entspreche dem göttlichen Schöpfungswillen, so ließ er einleitend festhalten, dass „die Menschen von Natur aus alle Arten der Freude in sich trügen“⁶⁹. Folglich hätten sie ihr angeborenes Potential genutzt, um verschiedenste Formen des Spielens hervorzubringen. Wie der Staufer widmete sich der spanische König sodann in erster Linie der intellektuellen Seite seiner Thematik, bediente sich dabei gleichfalls der Wissensbestände arabischer und jüdischer Gelehrsamkeit.⁷⁰ Von Brett- und Würfelspielen könne man lernen, in der großen Partie des Lebens besser zu bestehen, so führte das Werk aus. Denn Spiele seien stets erdacht worden, um der Welt in Krieg oder Frieden ähnlich zu sein und ihre Regeln zu imitieren.

Es wundert wenig, dass der Monarch in diesem Kontext gerade das Schachspiel als die wirksamste Methode der geistig-moralischen Schulung hervorhob. Das Spiel der Könige war im Verlauf seiner mittelalterlichen Migrationsgeschichte in der Tat zum höfischen „Welttheater“⁷¹ geformt worden. Was als militärisches Strategiespiel im 9. Jahrhundert über Persien und Byzanz in den lateinischen Westen gelangt war, wurde im Abendland grundlegend neu arrangiert. Der orientalische Figurensatz passte sich den gesellschaftlichen Gepflogenheiten des Gastlandes allmählich an. So konnte der vierspännige Streitwagen zunächst zum Grafen (*comes*) und schließlich zum zinnenbekrönten Burgturm umgedeutet, der Elefant mit seinen mächtigen Stoßzähnen in einen Bischof mit gehörnter Mitra verwandelt werden.

69 Zitiert aus: König Alfons X. von Kastilien, Das Buch der Spiele, hrsg. und übers. von Ricardo CALVO/Ulrich SCHÄDLER, Wien 2009, S. 53.

70 Zur Wissensproduktion vgl. allerdings mit zeitlich früherem Schwerpunkt Barbara SCHLIEBEN, Verspielte Macht. Politik und Wissen am Hof Alfons' X. (1252–1284) (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 32), Berlin 2009.

71 Rainer A. MÜLLER, Vom Adelsspiel zum Bürgervergnügen. Zur sozialen Relevanz des mittelalterlichen Schachspiels, in: *Concilium medii aevi* 5 (2002), S. 51–75, hier S. 70.

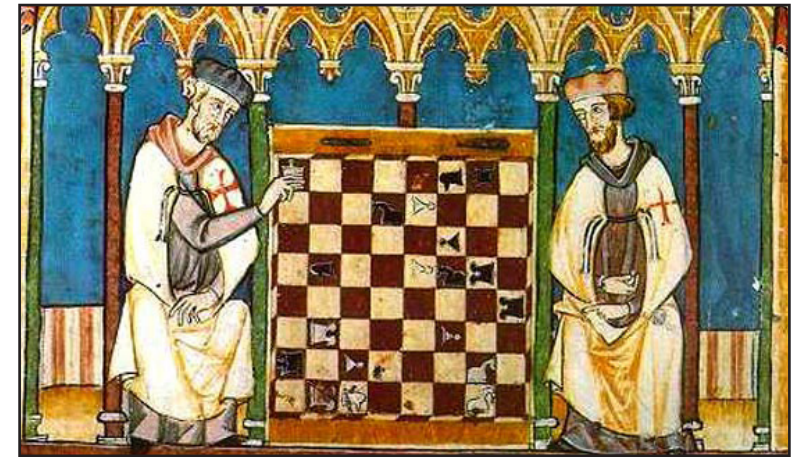


Abbildung 6: Tempelritter beim Schachspiel. Alfons X., *Libro de los Juegos* (1283), via wikimedia commons

Sein Geschlecht wechselte gar der persisch-arabische Wesir, der in Gestalt einer Dame oder Königin (*regina*) Eingang in den Schachkosmos des Abendlandes fand.⁷² Vom Schlachtfeld war das Schachbrett somit in eine Bühne adelig-höfischer Geselligkeit gewandelt, es diente den vornehmen Zeitgenossen als modellhafte Abbreviatur der irdischen Daseinsordnung. „Diese Welt ist einem Spielbrett gleich, denn sie besitzt gleich einem Schachspiel Könige und Königinnen, zudem Türme, Ritter, Läufer und Bäuerlein“, so konnte der Dichter Hugo von Trimberg um das Jahr 1300 auf dieser Grundlage verkünden.⁷³ Wer sich einem solchen Zeitvertreib widmete, der mochte tatsächlich spielerisches Vergnügen mit einer verfeinerten Welt- und Selbsterkenntnis verbinden.

72 Harold James Ruthven MURRAY, *A history of chess*, Oxford 2. Aufl. 1962, Teil I, S. 25–392; Antje KLUGE-PINSKER, *Schachspiel und Trictrac. Zeugnisse mittelalterlicher Spielfreude in salischer Zeit*, Sigmaringen 1991, S. 9–15; Chiara FRUGONI, *Das Mittelalter auf der Nase. Brillen, Bücher, Bankgeschäfte und andere Erfindungen des Mittelalters*, München 3. Aufl. 2005, S. 84–89; Jan KEUPP, *Höfische Artefakte von der Burg Weissensee*, in: Dieter Blume/Matthias Werner (Hrsg.), *Elisabeth von Thüringen. Eine europäische Heilige*, Bd. 1: Katalog, Petersberg 2007, S. 25–27 sowie demnächst DERS., *Damenwahl. Neue Allianzen auf und mit dem Schachbrett des Mittelalters*, in: Tim Neu (Hrsg.), *Reassembling the Past?! Akteur-Netzwerk-Theorie und Geschichtswissenschaft* [im Druck].

73 Hugo von Trimberg, *Der Renner* (wie Anm. 43), v. 22541–22545.

Das Spiel als Spiegel der Welt – die Welt als regelgebundenes Spiel. Das spielerische Treiben mag - mit dem niederländischen Kulturhistoriker Johan Huizinga - durchaus älter als der Mensch sein und seiner Zivilisation vorausgehen.⁷⁴ Doch stand und steht es bis heute nicht außerhalb der großen Entwicklungslinien seines Zeitalters. Mit Blick auf die Stauferzeit verweist es auf die Erweiterung intellektueller und geographischer Horizonte, auf ein verändertes Weltverständnis, das der Lebensart von Adel und aufstrebendem Bürgertum einen gesteigerten Eigenwert jenseits überkommener frühchristlich-monastischer Normen zuerkannte. Die Spielformen und ihre Regeln steht für eine Gemeinschaftsbildung, die von den Gletschern Islands bis an die Gestade des Mittelmeers reichte und zusehends darüber hinaus blickte. Sie kündeten von den individuellen Hoffnungen und Ängsten der Menschen, von der Suche nach Glück, Reichtum und sinnlicher Berührung und nicht zuletzt von der Fähigkeit, die vermeintlich festgefühten Grenzen mittelalterlichen Daseins durch spielerische Phantasie und einen geschärften Verstand auszudehnen und zu überschreiten. Das Spiel ist auf diese Weise als Impulsgeber und Bedeutungsträger ein integraler Bestandteil jener wirkmächtigen Sprache, die wir gemeinhin als 'Kultur' zu bezeichnen pflegen. Wer dem unentwegten Murmeln dieser Sprache zu lauschen lernt, der vermag vielleicht mehr vom Geist einer Zeit einzufangen, als es das dürre Datengerüst der Kaiser- und Reichsgeschichte jemals vermitteln kann.

74 HUIZINGA, *Homo ludens* (wie. Anm. 51), S. 9.